Hanns Seidel Stiftung

www.hss.de

Tagungsbericht

# GEFÜHLTE SICHERHEIT
# Worauf wir unsere Entscheidungen stützen

Isabel Kubenz, Markus Liegl

Expertentagung
der Hanns-Seidel-Stiftung
am 29./30. März 2021
im Bildungszentrum Wildbad Kreuth

Datei eingestellt am 3.5.12
unter 120429_TB_Gefuehlte_Sicherheit

**Empfohlene Zitierweise**

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel des Beitrags das Datum der Einstellung und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben.
[Vorname Name: Titel. Untertitel (Datum der Einstellung).
In: http://www.hss.de/...pdf (Datum Ihres letzten Besuches).]

**TAGUNGSBERICHT**

**GEFÜHLTE SICHERHEIT – Worauf wir unsere Entscheidungen stützen**

**Isabel Kubenz, Markus Liegl**

Sicherheit und insbesondere das subjektive Gefühl des Unbedrohtseins von Gefahr gehört zu den Grundbedürfnissen des Menschen. Die Herstellung von Sicherheit nach Außen und Innen zählt deshalb auch zu den Primäraufgaben des Staates, durch deren Erfüllung er sich gegenüber seinen Bürgern legitimiert. Nun ist die Herstellung von vollkommener objektiver Sicherheit jedoch nicht möglich und auch nicht erwünscht: Dadurch entstehen Kosten, werden Ressourcen gebunden und es sind Einschränkungen der persönlichen Freiheiten nötig. Zudem ist mit fortschreitender Globalisierung das Gefährdungs- und Bedrohungsspektrum für den einzelnen Staat und damit auch für seine Bürger derart unübersichtlich und vielschichtig geworden, dass die Herstellung von absoluter, objektiver Sicherheit kaum mehr im Bereich des Möglichen liegt.

Vor diesem Hintergrund bietet nun die Kategorie der subjektiven oder sogenannten „Gefühlten Sicherheit“ gegenüber der objektiven Sicherheit sowohl Analytikern wie auch Praktikern einen Mehrwert. Die Abwägung zwischen zu erhaltender Freiheit und zu tragenden Kosten zur Herstellung von Sicherheit muss nicht nur mit objektiven Risikokalkulationen einhergehen, sondern wird wesentlich durch die Änderung der subjektiven Wahrnehmung von Sicherheit beeinflusst. Doch kann das Konzept der „Gefühlten Sicherheit“ auch mittel- und langfristig das Sicherheitsbedürfnis der Öffentlichkeit allgemein sowie das von spezifischen Bevölkerungsgruppen saturieren? Zur Erläuterung dieser Frage hatte die Hanns-Seidel Stiftung in Zusammenarbeit mit der safety & security consulting GmbH i.G. zur Expertentagung „Gefühlte Sicherheit – Worauf wir unsere Entscheidungen stützen“ vom 29. Bis 30. März in das Bildungszentrum Wildbad Kreuth geladen.

**Begrüßung und Eröffnung**

Die Veranstaltungen wurde von **Prof. Dr. Reinhard Meier-Walser**, Leiter der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hanns-Seidel-Stiftung, mit einem Grußwort eröffnet. Der Impuls, sich mit dem Thema der „Gefühlten Sicherheit“ im Rahmen einer Veranstaltung zu beschäftigen, sei vor einigen Monaten von Prof. Dr. Werner Burkart, Vize-Generaldirektor der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA) a.D. gekommen. Jedoch sei schnell klar geworden, dass dieses Thema so komplex und vielschichtig ist und daher nicht mit den Instrumentarien einer einzelnen Wissenschaftsdisziplinen seriös analysiert, geschweige denn die damit verbundenen Fragestellung adäquat gelöst werden könnten. Gemeinsam sei man daher zur Überzeugung

gelangt, durch ein bewusst sehr heterogen gewähltes Teilnehmerfeld die einzelnen Disziplinen und ihre Vertreter an einem Tisch zu versammeln, um durch die multiperspektivische, interdisziplinäre Annäherung an das Phänomen ein umfassendes Verständnis vom Konzept der „Gefühlten Sicherheit" zu erreichen. Die auf diesem Grundgedanken fußende Expertentagung biete mit einem Plenum von 35 hochkarätigen Experten und Expertinnen aus verschiedensten Fachgebieten eine exzellente Ausgangsbasis, um der Komplexität des Themas Rechnung zu tragen.

**Panel I: Einführende Vorträge – Annäherung und Konzeptualisierung des Phänomens „Gefühlte Sicherheit"**

Die Vortragenden des ersten Panels, moderiert von **Dr. Susanne Fischer** (Universität der Bundeswehr, München), widmeten sich in einer ersten Annäherung an das Phänomen der „Gefühlten Sicherheit" den analytischen Grundbegrifflichkeiten. Dazu präsentierten **Prof. Dr. Franz Porzsolt** (Universität Ulm) und **Prof. Dr. Martin Eisemann** (Universität Tromsø) in ihren Vorträgen zum „*gesellschaftlichen Verständnis von Sicherheit*" und „*Sicherheit aus der Sicht der Psychologie*" die konstituierenden und konzeptionellen Grundlagen des Sicherheitsverständnisses, während **Prof. Dr. Werner Burkart** (Vize-Generaldirektor der Internationalen Atomenergieorganisation IAEA, a.D.) und **Prof. Dr. Christian Pfeiffer** (Direktor des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen) mit ihren Referaten zu „*Nuklearen Sicherheitsstrategien und deren Wahrnehmung in der Öffentlichkeit*" und zur „*Gefühlten Sicherheit in der Bevölkerung*" im Anschluss die ersten phänomenologische Annäherungen an die Empirie des Phänomens der „Gefühlten Sicherheit" unternahmen. Denn Abschluss des ersten Veranstaltungstages bildete dann das abendliche Kamingespräch mit **General a.D. Klaus Naumann**, in dem dieser vor dem Hintergrund der sich wandelnden sicherheitspolitischen Herausforderungen und Bedrohungen des 21. Jahrhunderts über die militärisch-strategische Dimension von Sicherheit im nationalen und europäischen Rahmen sprach.

***Das gesellschaftliche Verständnis von Sicherheit***

Prof. Dr. Franz Porzsolt vom Universitätsklinikum Ulm ging in seinem Impulsvortrag auf das gesellschaftliche Verständnis der Gefühlten Sicherheit ein. Er wählte einen sehr anschaulichen Einstieg in sein Thema und erzählte den Anwesenden wie er im Rahmen einer medizinischen Fortbildungsveranstaltung mit einem Piloten der Lufthansa in ein Gespräch über die Schwimmwesten im Flugzeug geriet. Während dieser Unterhaltung stellten sie fest, dass es in der Gesellschaft verankert ist, dass Schwimmwesten in ein Flugzeug gehören. Tatsächlich gerettet hätten sie bis damals vor zehn Jahren aber noch keinen einzigen Passagier. Somit muss es neben

dem, was wir generell als Sicherheit verstehen noch etwas anderes geben, „nämlich die psychologische Wahrgenommene und wie wir sie nennen die Gefühlte Sicherheit“.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist der „locus of control“, das heißt die Kontrollüberzeugung von Individuen. Bevor man in ein Flugzeug steigt, hat man die Möglichkeit das Risiko zu kontrollieren. Sobald die Türen geschlossen sind, verändert sich der „locus of control“: Man kann das Risiko nicht mehr kontrollieren und man wird zum „Konsument der angebotenen Sicherheit“.

Sicherheit ist ein zentrales Kriterium für Alltagsentscheidungen. Insgesamt benannte Porzsolt fünf Valenzen, das heißt Wertigkeiten, die Entscheidungen beeinflussen: Die erste Valenz, die *Phänomenologie,* unterschiedet „objektives“ Risiko und die „subjektive“ Wahrnehmung von Sicherheit. Ob Sicherheit absichtlich herbeigeführt wird oder zufällig entsteht, ist in der zweiten Valenz ausgedrückt, der *Intentionalität*. Die dritte Valenz ist der oben beschrieben „locus of control“, in dem angelegt ist, ob man Unsicherheit selbst vermeiden kann, oder diese unvermeidbar ist und somit auf die *soziale Rolle* verweist. Ob die Unsicherheit ein Persönlichkeitsmerkmal oder durch die Situation bedingt ist, ist in der vierten Valenz umschrieben. Porzsolt bezeichnet dies mit *Affektivität*. Die fünfte und letzte Valenz beschreibt die Beeinflussbarkeit oder *Modulierbarkeit* von Risiken und der Gefühlten Sicherheit durch geeignete Maßnahmen.

Die zweite Valenz illustrierte der Referent anhand des Beispiels der subjektiven Wahrnehmung von Sicherheit von zwei Fallschirmspringern. Dabei springt der eine zum ersten Mal und der andere ist schon mehrmals gesprungen. Das objektive Risiko, also die Wahrscheinlichkeit, dass beide unverletzt auf dem Boden ankommen ist ungefähr gleich, jedoch sind das subjektiv wahrgenommene Risiko und damit die Gefühlte Sicherheit unterschiedlich.

Porzsolt betonte, dass die Gefühlte Sicherheit durch psychometrische Messungen, z.B. Befragungen, gemessen werden kann. Zum Beispiel hat man gemeinsam mit einem Apotheker die Gefühlte Sicherheit von Patienten beim Lesen eines Beipackzettels untersucht.

Porzsolt stellte mehrere aktuelle sicherheitsrelevante Szenarien vor, bei denen die öffentliche Sicherheitsperzeption bedeutend ist. In Deutschland hatte die Wahrnehmung der Sicherheit auch großen Einfluss auf die Entscheidung über die Nutzung der Kernenergie. Porzsolt geht davon aus, dass die Sicherheit eines Kernkraftwerkes in Deutschland vor und nach Fukushima gleich geblieben ist. Also war es vor allem die Wahrnehmung, die dazu geführt hat, dass die politische Entscheidung des Atomausstiegs getroffen wurde. Auch die Landtagswahl in Baden-Württemberg wurde von diesem Ereignis mit beeinflusst.

Die Entscheidungen die man im Alltag trifft, werden mehr durch die gefühlte, psychologisch wahrgenommene Sicherheit als durch die Reduktion von Risiken (objektive Sicherheit) beeinflusst. Jedoch stehen die objektive und die subjektive Sicherheit miteinander in Verbindung

und beeinflussen sich gegenseitig. „Gefühlte Sicherheit ist ein menschliches Grundbedürfnis und damit teil unserer Lebensqualität.“ Sie wird durch Informationen und Vertrauen beeinflusst und kann Risiken minimieren, aber auch steigern. „Gefühlte Sicherheit ist eine politische Herausforderung, weil sie Entscheidungen in allen Lebensbereichen beeinflusst.“

***Sicherheit aus Sicht der Psychologie***

Zu Beginn seines Impulsvortrages stellte Prof. Dr. Martin Eisemann von der Universität Tromsø den Anwesenden die Maslowsche Pyramide der Grundbedürfnisse vor, bei welcher Sicherheit auf der Stufe nach den existentiellen Bedürfnissen wie Essen und Trinken angesiedelt ist.

Bei Einflussfaktoren auf die Gefühlte Sicherheit ist zwischen intrinsischen und extrinsischen zu unterscheiden. Zu den intrinsischen Einflussfaktoren zählen Neurotizismus, Selbstwirksamkeit, Kontrollüberzeugungen („locus of control“), Neugierverhalten, Spannungssuche, Schadensvermeidung und erlernte Hilflosigkeit. Umfeld, Fakten und Informationen zählen dagegen zu den extrinsischen Einflussfaktoren. Im Bezug auf die Gefühlte Sicherheit spielen aber die persönliche Entwicklung und Erfahrungen eine ebenso wichtige Rolle wie Vertrauen und der Glaube daran, Probleme aus eigener Kraft oder mit Hilfe bewältigen zu können.

Laut Eisemann ist Gefühlte Sicherheit das Ergebnis der Abwägung wahrgenommener Chancen und Risiken. Es ist also eine ökonomische Entscheidung, die der „cost-benefit“-Methode folgt. „Es gibt das Bedürfnis nach Sicherheit und die Bedürfnisse nach z.B. Extremsport oder Risikosex, wo man eben diese cost-benefit Analyse durchführt und sich dann entscheidet, ja oder nein. Ich fahre diesen Abhang runter oder nicht.“ Diese Entscheidungen hängen von kognitiven Prozessen und unseren Persönlichkeitseigenschaften ab.

Durch die heutigen wissenschaftlichen Erkenntnisse und den technischen Fortschritt haben sich schlecht kontrollierbare Gefahren in Form von Krankheiten, Unfällen und sozialen Konflikten in Risiken verwandelt, die sich mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit vorhersagen lassen. Dies führt zu einer erhöhten Kontrolle auf der einen, aber auch zu einer erhöhten Verantwortung auf der anderen Seite. Viele Experten sprechen davon, dass diese neu entstandene Risikoabwägung den modernen Menschen überfordert.

Als letztes führte Eisemann ein konkretes Beispiel zu der Gefühlten Sicherheit von Extremskifahrern an. Bei einer in Norwegen unter 1.600 Extremskifahreren durchgeführten Umfrage kam man unter anderen zu folgenden vorläufigen Ergebnisse: 95% der Befragten fühlen sich mit erfahrenen Skifahrern in der Gruppe sicher. 83% fühlen sich sicher, wenn die anderen das gleiche Risiko akzeptieren. 86% fühlen sich mit einem Lawinenpiepser sicher und 79% kennen sich mit ihrer Sicherheitsausrüstung richtig aus. Diese Sicherheitsüberzeugungen und vor allem der übertriebene Glaube an Sicherheitsausrüstung führen zu gefährlichen Entscheidungen

und können auch den „Glauben an die Unsterblichkeit“ fördern. Die Gefühlte Sicherheit dieser Extremskifahrer war stark erhöht im Verhältnis zu den vorhandenen Risiken.
Gefühlte Sicherheit steht folglich nicht im Gleichgewicht zur realen Sicherheit. Zum Schluss seines Vortrages machte Eisemann noch einmal deutlich, dass man sich sicher fühlen kann, ohne sicher zu sein, aber gleichzeitig auch sicher sein kann, ohne sich sicher zu fühlen.

***Nukleare Sicherheitsstrategien und deren Wahrnehmung in der Öffentlichkeit***

„Ich werde alles versuchen, Sie in den nächsten 30 Minuten zu verunsichern!“ Mit diesem Statement eröffnete Prof. Dr. Werner Burkart, Vize-Generaldirektor der Internationalen Atomenergieorganisation (IAEA) a.D., seinen Vortrag zum gesellschaftlichen Wahrnehmungswandel der Radioaktivität.
Zu ihren Anfangszeiten war Radioaktivität sehr beliebt, es gab keine Sicherheitsbedenken. Die Menschen haben Anwendungen für diese neue Errungenschaft gesucht und mit der Herstellung von radioaktiven Cremes und einer Art Viagra auch gefunden. Zu dieser Zeit ist jedoch wenig Schaden entstanden, da die Produkte sehr teuer waren. Sogar Röntgengeräte waren damals auf den Jahrmärkten eine Attraktion. Aber plötzlich verschwanden diese Dinge und die Radioaktivität hat einen Wahrnehmungswechsel von der naiven Vergötterung der neuen Errungenschaft hin zur heutigen existentiellen Bedrohung erfahren. Dies geschah vor allem durch die Geschehnisse in den Jahren 1945 (Hiroshima/Nagasaki, Atmosphärische Bombentests), 1953 (Watson und Crick: DNS als fragile molekulare Basis unseres Erbgutes), 1986 (Tschernobyl) und 2011 (Fukushima).
Aber was macht die ionisierende Strahlung so bedrohlich? In unserer heutigen Zeit ist ionisierende Strahlung mit Krieg bzw. Massenvernichtung verknüpft. Für viele Menschen ist sie aufgrund ihrer Komplexität unverständlich und verweist für sie daher auf eine bedrohliche Zukunft. Die Strahlung selbst ist nicht beeinflussbar, unsichtbar, geruchlos und somit nicht gerade vertrauenserweckend, obwohl sie gut messbar ist.
Was aber weiß man über die Strahlenwirkung? Mit Hilfe der Überlebenden von Hiroshima und Nagasaki sowie im Beruf oder in der Medizin strahlentherapierten Kohorten konnte man sehr viele epidemiologische Studien durchführen und Strahlenrisiken in Abhängigkeit von der Strahlendosis quantifizieren; dies ist auch deshalb möglich, weil die Exposition bei Strahlung meist recht gut rekonstruiert werden kann. Daneben liefern Tierexperimente und mechanistische Betrachtungen (Molekularbiologie und -genetik) verwertbare Informationen. Es wird somit sehr viel wissenschaftliches Wissen für die Bevölkerung generiert.
Nach der Entdeckung der Risiken hat man schnell Schutzphilosophien gegen die Strahlung entwickelt und diese werden immer weiter optimiert. Jedoch trägt die Vielzahl von internationalen Organisationen, die sich mit Strahlung und Strahlenschutz beschäftigen nicht zu

einer Steigerung der Gefühlten Sicherheit bei. Ein Hauptproblem der schlechten Akzeptanz des Strahlenschutzes sieht Burkart in einer Art Wissenschaftsfalle. „Der Strahlenschutz hat die Berechnung der Dosen – zum Beispiel durch absorbierte Dosis, äquivalente Dosis, effektive Dosis, Ganzkörper Dosis, Organfolge-Dosis u.v.m –, auf die Spitze getrieben. Das System ist so komplex, dass auch viele Strahlenschützer es nicht intuitiv begreifen können."

Aber auch die unterschiedlichen Sichtweisen der einzelnen Länder tragen nicht zur Steigerung der Gefühlten Sicherheit bei: Österreich hatte nie Kernkraftwerke und Deutschland steigt aus der Kernenergie aus. Andere europäische Länder, wie Finnland, England und Frankreich überlegen gerade neue zu bauen.

Die ionisierende Strahlung ist sehr gut erforscht und die Risiken sind bekannt. Jedoch ist die Gefühlte Sicherheit in der Öffentlichkeit gering. Rationale und naturwissenschaftliche Sicherheitskonzepte sind kein Garant für Gefühlte Sicherheit. Aber je nach Anwendung und Nutzen der ionisierenden Strahlung koexistieren stark unterschiedliche Risikobereitschaften. So werden die wichtigsten Strahlenexpositionen durch die radiologische Innenluftnoxe Radon, durch medizinische Diagnostik und durch Fernflüge verdrängt. „Die Polarisierung und Emotionalisierung ist hier wichtig und oft auch ein Bestandteil politischer Identität mit der Kernkraft als Sinnbild und Stellvertreter einer komplexen und damit als bedrohlich empfundener Zukunft. Um beim Thema Radioaktivität in Zukunft eine Konvergenz zwischen Fakten und Gefühlen zu erreichen wird ein transparenter Dialog benötigt, in den die Bevölkerung einbezogen wird. Dem steht entgegen dass viele Medien von Skandalen leben: „Fear sells like sex".

### *Gefühlte Sicherheit in der Bevölkerung*

Wie weit die Dimensionen der gefühlte und der objektiven Sicherheit im Hinblick auf die Zahl der verübten Straftaten auseinander liegen, dieses Phänomen veranschaulichte Prof. Dr. Christian Pfeiffer, Leiter des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen unter Einbeziehung des Plenums: Die Frage, wie sich die Zahl der Sexualmorde in Deutschland verändert habe, beantwortete die Tagungsteilnehmer zum allergrößten Teil falsch. Diese praktische Stichprobe, so der Referent, sei jedoch repräsentativ für die „gefühlte Kriminalitätstemperatur" in der Bevölkerung. Obwohl die Anzahl der Straftaten seit 1979 signifikant rückläufig wären (beim oben genannten Beispiel um mehr als 90 Prozent), würde sich diese Entwicklung nicht im Sicherheitsempfinden der Bevölkerung niederschlagen, ganz im Gegenteil: Die persönlichen Einschätzungen enthielten fast immer auch einen signifikanten Anstieg der Kriminalitätstemperatur. Doch wie lässt sich diese große Diskrepanz zwischen objektiver Wirklichkeit und persönlicher Einschätzung erklären?

Die Gründe für die positive Entwicklung der objektiven Sicherheit ließen sich relativ leicht nachzeichnen, so der Referent. Als strukturelle Ursachen für die rückläufige Zahl der verübten Straftaten nannte Pfeiffer die fortschreitenden Vergreisung der deutschen Bevölkerung, das reformierte Asylrecht, die signifikant verbesserten Integrations- und Bildungschancen für Migranten und nicht zuletzt eine gewaltfreie Erziehung von Kindern und Jugendlichen: „Noch nie wurden Kinder so gut behandelt wie heute."

Einen weiteren wesentlichen Beitrag zur Verhinderung von Verbrechen leistete jedoch auch die evident erhöhte Aufklärungsquote der Polizei von bundesweit rund 55 Prozent aller Straftaten: Das Risiko erwischt zu werden liege damit heute deutlich höher als noch vor zwanzig Jahren, was einen präventiv-abschreckenden Effekt habe. Neben der effektiveren Strafverfolgung habe sich jedoch auch der Strafvollzug zum Teil drastisch gewandelt: Wirksame Therapiemaßnahmen und die Sicherungsverwahrung würden ebenfalls beträchtlich dazu beitragen, kriminelle Handlungen, vor allem von Mehrfachtätern, zu verhindern, so Pfeiffer. Die Effektivität dieser Maßnahmen, die sich zweifelsfrei anhand der absoluten Straftatzahlen aufzeigen ließe, schlüge sich jedoch nicht in der „gefühlte Kriminalitätstemperatur" innerhalb der deutschen Bevölkerung nieder.

Verantwortlich für diese Diskrepanz sei, so die Einschätzung des Referenten, die Berichterstattung der Medien über Straftaten und nicht zuletzt der steigende Anteil von „kriminalitätsbezogenen Sendungsinhalten". Medien, allen voran das Fernsehen, so die Beobachtung Pfeiffers, würden seit 1985 vermehrt auf „Sex and Crime" als Inhalte setzen. Beide Themen hätten sich als medialer Verkaufsschlager entpuppt. Denn die „Vergewaltigung durch Bilder", so die These Pfeiffers, würde jene Emotionalität beim Rezipienten hervorrufen, welche ihn wiederum an das Medium oder den Sender binden würden. Besonders evident sei dieser Trend zu gewalthaltigen bzw. kriminalitätshaltigen Sendungen bei der Gruppe der privaten Sender zu beobachten: Hier ließen sich erhebliche Anstiege von ursprünglich 3,6 Prozent in 1985 bis auf Spitzenwerte von 37,7 Prozent im Jahr 2012 nachweisen, wie auch eine Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen nachgewiesen habe. Durch ihre selektiven Inhalte konstruierten die Privatsender ein völlig anderes Weltbild für ihre Rezipienten, welches sich in der gefühlt konstant ansteigenden „Kriminalitätstemperatur" widerspiegle. Der nachgewiesene Kausalzusammenhang zwischen Medienrezeption und Fehlperzeption sei keineswegs empirisch irrelevant, so der Referent in seinen abschließenden Worten: Denn „je mehr Menschen glauben, dass die Kriminalität steigt, desto mehr sind für harte Strafen." Denn die Dimension der Gefühlten Sicherheit fungiere – wie bereits im Veranstaltungstitel der Expertentagung vermerkt – als Basis, auf die „wir unsere Entscheidungen stützen."

Die anschließende Diskussion der Vorträge des ersten Panels gestaltete sich ähnlich facettenreich wie die vorangegangenen Beiträge. Einig waren sich die Tagungsteilnehmer jedoch in dem Fakt, dass neben dem individuellen Kontext- oder Referenzrahmen auch die „Kommunikatorfunktion" der Medien, insbesondere die Qualität ihrer Berichterstattung über sogenannte „Trigger Events", maßgeblichen Einfluss auf die Konstruktion von Gefühlter Sicherheit habe. Auf dieser Feststellung aufbauend wurde angeregt, für eine Folgeveranstaltung zur Thematik auch Medienvertreter einzuladen, um diese Facette des Phänomens weiter ergründen zu können.

Neben diesem Konsens wurde jedoch auch im weiteren Verlauf der Diskussion deutlich, das Sicherheitsmaßnahmen einen paradoxen Effekt hervorrufen können: Während durch ihre Umsetzung die objektive Sicherheit erhöht wird, wächst bei der Bevölkerung die gefühlte Unsicherheit durch die Frage, warum diese Maßnahmen nun notwendig geworden sind. Dies ist insbesondere der Fall, wenn kein vorhergehendes Ereignis die Bedrohungs- oder Risikoperzeption verändert habe.

Auch förderte die Diskussion ein Dilemma der Medizin zu Tage: Sollten Mediziner ihre Patienten umfassend über die objektiven Risiken einer Behandlung aufklären, dabei jedoch gleichsam die Gefühlte Sicherheit des Patienten unterminieren? Letzterer Effekt könnte dazu führen, dass der Patient die Behandlung abbricht. Dieses Problem hat auch eine ethisch-moralische Dimension: Mediziner können die Patienten bewusst oder unbewusst verunsichern und damit die Nachfrage nach medizinischen Dienstleistungen steigern. Um diese wirtschaftliche Nutzung des latenten Unsicherheitsgefühls der Patienten zu verhindern, könne nur an die Verantwortung und die professionelle Ethik der Medizin appelliert werden, so der Lösungsvorschlag Porzsolts.

***Kamingespräch mit General a.D. Klaus Naumann***

Den Abschluss des ersten Veranstaltungstages bildete das Kamingespräch mit General a.D. Klaus Naumann, ehemaliger Generalinspekteur der Bundeswehr und Vorsitzender des NATO-Militärausschusses. Wie Prof. Dr. Carlo Masala (Universität der Bundeswehr) im Rahmen seiner einführenden Worte verdeutlichte, ist Naumann, der sich seit 1999 offiziell im Ruhestand befindet, noch immer ein sehr gefragter Experte für verteidigungs- und sicherheitspolitische Fragestellungen nicht nur für die Medien, sondern auch für die aktive Politik. Deshalb ergriff Masala auch die Gelegenheit und bat General Naumann um seine Gedanken zur Frage: „Was hat ein deutscher Militär in der heutigen Zeit zur Gefühlten Sicherheit zu sagen?"

General Naumann begann seine Ausführungen mit einer Bestandsaufnahme der Gefühlten Sicherheit zur Zeit des Kalten Krieges. Die übersichtliche Freund-Feind-Situation hätte nicht nur für eine klare Sicherheitslage gesorgt, sondern sich darüber hinaus auch positiv auf die Gefühlte Sicherheit ausgewirkt: „Wir waren damals sicher, Krieg erfolgreich verhindern zu können", so

seine Einschätzung. Doch heute, so Naumann weiter, sei die Sicherheitslage unübersichtlich und diffus geworden. Die Aufgaben des Militärs, als eines der staatlichen Instrumentarien zur Herstellung von Sicherheit, müssen dementsprechend weitergreifen als noch zu Zeiten der globalen Blockkonfrontation: „Be prepared for the unexpected“ sollte deshalb das Motto der Stunde für die deutsche Bundeswehr sein, rät Naumann.

Denn die Bundesrepublik habe sich, zusehends nach innen gekehrt. Dies scheint jedoch kein Einzelfall zu sein, denn ein neuer Egoismus der Länder Europas verhindert gegenwärtig und wohl auch zukünftig eine gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik Europas, wohingegen militärisch die EU weiterhin ein „impotenter Zwerg“ zu bleiben scheint. Die beiden letztgenannten Zustände sind insofern problematisch, als dass, wie Naumann feststellt, an der Peripherie Europas weiterhin Unruheherde und Bedrohungen existieren: So fallen der Balkan, wie auch Kaukasus und Russland in Autokratie zurück, stellen jedoch militärisch derzeit noch keine Bedrohung dar. Im Norden Afrikas fegt der Arabische Frühling alteingesessene Diktaturen zur Seite. Doch was schließlich aus der „Arabellion“, dem Streben junger Menschen nach Zukunft, wird, ist noch nicht vollständig abzusehen. Hier wagt Naumann die Prognose, dass die „Arabellion“ in einer Zunahme von islamischen Staatsformen in der Region und erheblicher Migrationsbewegungen gen Norden resultieren wird. Das Mittelmeer, die „natürliche Grenze zwischen den arabischen Staaten auf der einen und Europa auf der anderen Seite“, sollte dementsprechend geschützt werden, so die Empfehlung des Generals. Die größte Gefahr für die Region erkennt Naumann jedoch im Streit um das iranische Nuklearprogramm. Hier sieht Naumann den Iran und Israel auf einen Konflikt zusteuern, glaubt jedoch auch weiterführende, negative Implikationen für die Normativität des internationalen Nichtweiterverbreitungsvertrages (NPT) zu erkennen, sollte der Iran seine Nuklearwaffenambitionen nicht aufgegeben wollen.

Den Dreischritt „Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft“ vollendend, erkennt General Naumann vor allem in der Zunahme der Weltbevölkerung, der drohenden Wasserknappheit und den unabwägbaren Folgen des Klimawandels neue sicherheitspolitische Herausforderungen. Diese Bedrohungspotentiale würden aber vor allem die Auflösung des staatlichen Gewaltmonopols und die Akquise von staatlichen Fähigkeiten und Kapazitäten durch nicht-staatliche Akteure entstehen, insbesondere mit Blick auf die Bereiche Proliferation von A, B und C-Waffen, Cyberwar, Cybercrime und Cyberterror: „Wir sind empfindlich und empfänglich für Cyberattacken. Somit müssen wir uns schützen und vorbereiten, um handlungsfähig zu bleiben. Denn wenn wir dies nicht schaffen, werden wir zum Spielball“, so Naumann.

Im Hinblick auf Deutschlands Sicherheit in dieser zukünftigen Welt, deren „Konfliktwirklichkeit jedoch schon vor uns steht“, empfiehlt Naumann die Sicherheitsvorsorge im multinationalen, europäischen Rahmen und dementsprechend durch gemeinsame Cyber- und

Raketenabwehrprogramme. Doch sollte sich Europa nicht nur auf die Defensive zurückziehen, so der abschließende Appell Naumanns: Denn sowohl die europäische Sicherheit als auch die Deutschlands würden die militärische Fähigkeit zum proaktiven Handeln mit Blick auf die Zukunft immer unabdingbarer werden lassen. „Sicherheit ist nur mehr mit multinationalen Kooperationen zu erhalten. Dazu wird es notwendig sein, dass Nationalstaaten einen Teil der Souveränität abgeben." Wie könne das Konzept der Gefühlten Sicherheit helfen, diesen Herausforderungen Herr zu werden, so die Frage, die Naumann abschließend zur Diskussion, stellte.

**Panel II: Konkretisierung - Gesellschaftliche Risikogruppen und ihre Konstruktion von „Gefühlten Sicherheit"**

Im Fokus des zweite Panel der Expertentagung, moderiert von **Prof. Dr. Carlo Masala** (Universität der Bundeswehr, München), stand die Konkretisierung des Phänomens der „Gefühlten Sicherheit" anhand der empirischen Analyse der Sicherheitskonstruktionen von gesellschaftlichen Risikogruppen wie Verkehrsteilnehmern, Brustkrebspatientinnen, Soldaten und Polizisten. Dazu präsentierten **Ulrich Chiellino** (ADAC Verkehrspsychologe, München) und **Dr. med. Ursula Rochau** (Private Universität für Gesundheitswissenschaften, medizinische Informatik und Technik, Hall, Tirol) die Ergebnisse aktueller Studien und Forschungsergebnisse zur Wirkung von Verkehrsschildern und Selbsthilfegruppen, während **Prof. Dr. Benedikt Friemert** (Oberstarzt und Leitender Arzt der Klinik für Unfallchirurgie und Orthopädie, Bundeswehrkrankenhaus Ulm) und **Dietrich Schleimer** (Bundespolizeipräsidium Potsdam) in ihren Impulsreferaten konstituierende Elemente der „Gefühlten Sicherheit" von Soldaten und Polizisten im Einsatz aus der Perspektive der Praxis präsentierten.

***Gefühlte Sicherheit von Verkehrsteilnehmern***

Im Straßenverkehr verlieren tagtäglich rund zehn Menschen ihr Leben und bis zu 2.000 Verkehrsteilnehmer werden zum Teil schwere verletzt. Die Teilnahme am Straßenverkehr, ob als Fußgänger oder Berufskraftfahrer, sei daher mit erheblichen Risiken verbunden, stellte Ulrich Chiellino, Dipl. Psychologe und Fachreferent für Verkehrspsychologie beim ADAC, in seinen einleitenden Worten fest. Doch die Gefühlte Sicherheit der großen Mehrheit der Verkehrsteilnehmer liege trotz der oben genannten Zahlen wesentlich höher als beispielsweise im objektiv wesentlich sichereren Luftverkehr.

Welche spezifischen Faktoren jedoch für dieses hohe Maß an Gefühlter Sicherheit verantwortlich sind, ließe sich in der Gesamtheit aber nur sehr schwer herausarbeiten. Denn abhängig von der Art der Verkehrsteilnahme kämen ganze Faktorencluster und unübersehbare Kategorienbündel in Frage. Wesentlich zielführender sei es daher, die Konstruktion der Gefühlte Sicherheit von

Verkehrsteilnehmern anhand eines abgrenzbaren Falls zu untersuchen, so der Referent, weshalb er sich in seinen weiteren Ausführungen auf das Phänomen der „Falschfahrer“ konzentriere. Die Gefährdung, welche durch Geisterfahrer auf der Autobahn ausgeht, werde von den Verkehrsteilnehmern „allgemein als eher hoch eingeschätzt“, was sich auch in dem hohen Aufkommen an Zuschriften mit Ideen, Vorschlägen und Forderungen nach weitergehenden Maßnahmen zur Vermeidung von Falschfahrten an den ADAC zeige. Ursächlich für diese Einschätzung seien dabei die jährlich rund 2.800 Geisterfahrermeldungen im Radio und die oftmals sehr ausführliche Berichterstattung über durch Falschfahrer verursachte Unfälle in den Medien.

Chiellino stellte nachfolgend eine aktuelle Studie des ADAC vor, welche die subjektive Schutzfunktion von „Falschfahrerschildern“, also Stoppzeichen gegen versehentlich falsches Auffahren auf Autobahnen, analysiert. Dazu wurden Verkehrsteilnehmer nach ihrer Meinung zur Wirkung der Schilder, die für ein Pilotprojekt an mehreren Autobahnanschlussstellen angebracht worden sind, gefragt und die Ergebnisse dieser Befragungen mit denen einer Vergleichsgruppe ohne Schilder korreliert, um somit die Frage beantworten zu können, „ob die Präsenz dieses Schildes einen Einfluss darauf hat, ob die Leute nun mehr Angst vor Geisterfahrern haben, weil man eine Maßnahme ergriffen hat oder ob das Schild zur Beruhigung beiträgt.“

Interessanterweise zeigen die Ergebnisse der Studie, so Chiellino weiter, dass die neue Beschilderung eine sicherheitsfördernde Wirkung auf diejenigen Verkehrsteilnehmer habe, welche als „Angstgruppe“ die Gefahr durch Falschfahrer als besonders hoch eingeschätzt – und sie damit überschätzt – hatte: Die Befragten innerhalb dieser Gruppe bewerteten die Wirkung der neuaufgestellten Schilder durchweg positiv und die Gefühlte Sicherheit vor Geisterfahrern habe sich durch diese Maßnahme erhöht. Dagegen konnte das Schutzschild bei jenen Befragten, welche die Gefährdung durch Falschfahrer relativ objektiv einschätzen konnte, nur marginale Wirkung entfalten. Die Wirkung des Schildes wurde innerhalb der „Sicherheitsgruppe“ deutlich niedriger eingeschätzt als in der „Angstgruppe“. Die Ergebnisse zeigten, so Chiellino in seinen abschließenden Bemerkungen, dass sich oft mit nur relativ geringem Kosteneinsatz die Gefühlte Sicherheit der Verkehrsteilnehmer erhöhen ließe.

### *Gefühlte Sicherheit von Frauen*

Dem Themenkomplex der Gefühlten Sicherheit von Frauen näherte sich Frau Dr. med. Ursula Rochau von der Privaten Universität für Gesundheitswissenschaften, medizinische Informatik und Technik in Hall in Tirol aus der Perspektive der *Gender Medicine*: Als primäre Nutzer von Angeboten zur Gesundheitsvorsorge, verschreibungspflichtigen Medikamenten und als Haupt-entscheidungsträger in gesundheitlichen Fragen im Familienrahmen nehmen Frauen in der

Medizin eine besondere Rolle ein, so Rochau, was auch in der Forschung spätestens seit dem in den 1970er Jahren beginnenden *Women's Health Movement* so rezipiert wurde. Eines der größten und ersten Themen dieser Frauengesundheitsbewegung stellte dabei der Brustkrebs dar. Dr. Rochau hat sich im Rahmen ihres Dissertationsprojektes speziell mit der Gefühlten Sicherheit in der Selbsthilfe nach Brustkrebs" beschäftigt.

Bevor die Referentin auf die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit einging, beleuchtete sie zunächst die Geschichte des Selbsthilfewesens und die Motivation der Patientinnen einer Selbsthilfegruppe beizutreten: Laut Rochau liege diese unter anderem in der Möglichkeit, sich mit ebenfalls von Brustkrebs betroffenen Patientinnen offen über die Krankheit austauschen zu können. Zudem stifte diese „Schicksalsgemeinschaft" Sicherheit: „Man fühlt sich sicherer, wenn andere das gleiche Risiko teilen."

Konkret würde sich diese sicherheitsfördernde Funktion der Selbsthilfegruppe vor allem in zwei Faktoren äußern. Der erste Faktor wäre dabei Information. Diese Einflussgröße würde sich in den von der Selbsthilfegruppe angebotenen Informationen zu Therapieangeboten und von ihr organisierten Fachvorträgen, aber auch Tipps für den Umgang mit Brustkrebs im Alltag widerspiegeln. Dass viele andere Frauen den Brustkrebs überlebt haben und man ihnen den Brustkrebs überhaupt nicht ansieht, ist auch eine wichtige Information, die durch die Gruppe vermittelt wird. Der zweite Faktor ist die psychische Unterstützung der Betroffenen durch die im Rahmen der Selbsthilfegruppe ermöglichte Kommunikation mit einzelnen Betroffenen. Durch die Bereitstellung eines Ansprechpartners würde nicht nur der Erfahrungsaustausch oder das Einholen von persönlichen Ratschlägen ermöglicht, sondern die Selbsthilfegruppe fungiere dadurch selbst als geschützter Raum, in dem die Frauen Vertrauen und Solidarität erfahren.

Neben diesen beiden die Gefühlte Sicherheit der Betroffenen erhöhenden Funktionen haben Selbsthilfegruppen jedoch unter Umständen auch negative Implikationen auf die Gefühlte Sicherheit ihrer Mitglieder. So kann der Tod einer anderen Teilnehmerin, das indirekte Erfahren von Hilflosigkeit, die Berichte anderer Teilnehmerinnen über Behandlungsfehler oder über Nebenwirkungen von Therapien das Sicherheitsgefühl negativ beeinflussen. Ein interessantes Ergebnis zeigte sich bei der Teilnahmedauer: Je länger eine Brustkrebspatientin an einer Selbsthilfegruppe teilgenommen hatte, desto sicherer fühlte sie sich im Durchschnitt. Insgesamt zog die Referentin das Fazit, dass die Teilnahme an Brustkrebs-Selbsthilfegruppen die Gefühlte Sicherheit der betroffenen Frauen erhöhen kann und somit für „ein Mehr an Lebensqualität" sorgen kann.

***Gefühlte Sicherheit von Soldaten in Krisengebieten***

Wie gestaltet sich die Gefühlte Sicherheit für Soldaten im Einsatz und deren Angehörige und welche Faktoren beeinflussen das Sicherheitsempfinden dieser Personengruppen? Diesen Fragen, widmete sich der Vortrag von Prof. Dr. Benedikt Friemert (Oberstarzt und Leitender Arzt für Unfallchirurgie und Orthopädie am Bundeswehrkrankenhaus Ulm). Trotz des mittlerweile über zehn Jahre andauernden Einsatzes der Bundeswehr in Afghanistan sei dieser Themenkomplex von der Wissenschaft gänzlich unbearbeitet geblieben, so Friemert in seiner Einleitung. Sein Impulsreferat spiegle daher primär seine persönlichen, im Rahmen mehrerer Auslandsverwendungen gemachten Erfahrungen wider. Diese kumulierten in der Beobachtung, dass die gefühlte Unsicherheit bei den Angehörigen in der Heimat wesentlich ausgeprägter sei, als bei den sich im Einsatz befindlichen Soldaten.

Zur Klärung dieser vermeintlichen Paradoxie differenzierte Friemert zunächst zwischen der Risikoabwägung im zivilen und militärischen Rahmen: Während die zivile oder allgemeine Form der Risikoevaluierung freiwillig, selbstbestimmt und aufgrund eigener Kenntnis über eine Situation erfolge, würde das Risiko im militärischen Rahmen durch Dritte (Vorgesetzte/Dienstherr) eingeschätzt und somit fremdbestimmt auf die Soldaten übertragen. Demzufolge, so Friemert, komme insbesondere dem Deutschen Bundestag als dem Dienstherr einer Parlamentsarmee auch eine besondere Verantwortung in der konkreten Risikoeinschätzung und Mandatsgestaltung im Vorfeld eines Einsatzes zu. Diese Parlamentsverantwortung inkludiere aber auch die umfassende und überzeugende Begründung von Einsätzen, in denen die objektive Sicherheit von Soldaten gefährdet wird. Sollte die Begründung des politischen Willens jedoch nur auf eine oberflächliche Weise erfolgen, wie am aktuellen Afghanistaneinsatz ersichtlich, so würden sich die Soldaten und ihre Angehörigen einem Begründungs- und Rechtfertigungszwang konfrontiert sehen, dessen Existenz einen nicht zu unterschätzenden Teil der Gefühlten Sicherheit eliminiert.

Mit Blick auf die Dimension von Gefühlter Sicherheit in konkreten Einsatzlagen nannte Friemert eine Reihe von Variablen, welche Einfluss auf das Sicherheitsempfinden der Soldaten haben. Das Gefühl von Sicherheit würde die soziale Struktur der Kameradschaft innerhalb der Soldaten erhöhen. Daneben hätten auch ritualisierte Handlungsabläufe, insbesondere nach hochemotionalen oder traumatischen Ereignissen, sicherheitsgenerierenden Einfluss auf die betroffenen Soldaten. Als sichtbare „Lebensversicherung im Einsatz“ hätten sich jedoch die Sanitäter und Feldärzte des Beweglichen Arzttrupps (BAT) herauskristallisiert: Das Wissen um sofortige medizinische Versorgung im Notfall erhöhe wesentlich das Sicherheitsempfinden der Soldaten im (Kampf-)Einsatz.

Demgegenüber, so Friemert weiter, könnten aber auch Quellen von gefühlter Unsicherheit im Einsatz ausgemacht werden. So hätte sich das sogenannte „Partnering“, der gemeinsame Einsatz von ausländischen und afghanischen Sicherheitskräften, als Unsicherheitsfaktor herausgestellt: Das Vertrauen der Soldaten in die afghanischen Polizei- und Militärangehörigen sei durch die wiederholten Anschläge im Rahmen von „Partnering-Operationen“, denen am 18. Februar 2011 auch drei Bundeswehrsoldaten zum Opfer fielen, nachhaltig erschüttert. Aber auch in die dienstlich gelieferte, persönliche Ausrüstung hätten die Soldaten wenig Vertrauen, wie die oft mit großem finanziellem Aufwand beschafften Modifikationen zur „Verbesserung“ des Materials und zur Verringerungen der eigenen Unsicherheit zeigen würden. Neben der materiellen Ausstattung sei jedoch auch Information eine kritische Größe im Einsatz. So würden sich Soldaten, die von ihren Vorgesetzen umfassend über eine Lage aufgeklärt und in sie eingewiesen werden, sich erheblich sicherer bei der Auftragserfüllung fühlen als ohne. Nicht zuletzt sei aber auch die Möglichkeit zum Informationsaustausch bzw. gute Kommunikationsmöglichkeiten zwischen den Soldaten im Einsatzland und ihren Angehörigen und Freunden in der Heimat, für das Sicherheitsgefühl beider Seiten eine „essentielle“ Variable. Hier sei jedoch für die Bundeswehr noch erheblicher Nachholbedarf vorhanden, um mit dem Angebot anderer Streitkräfte gleichzuziehen, um die Kommunikationsmöglichkeiten und dadurch das Gefühl der Unsicherheit bei beiden Seiten abzubauen, betonte Friemert. Durch möglichst einfache und günstige Kommunikationsmöglichkeiten mit den Soldaten sei es für die Angehörigen leichter, mit ihren, der medialen Berichterstattung entspringenden „Bildern vom Krieg im Kopf“ und mit dem sich aus der Kritik an den Einsätze ergebenden „Druck der Öffentlichkeit in das Privatleben“ umzugehen. Weitere Schritte zur Abbau der gefühlten Unsicherheit der Angehörigen vor und während des Einsatzzeitraums könnten darüber hinaus auch durch eine Verbesserung der bestehenden Beratungs- und Betreuungsangebote erzielt werden. Insbesondere die Angst der Angehörigen vor einsatzbedingten Persönlichkeitsveränderungen und Gesundheitsstörungen der Soldaten würde durch ein intensivere Aufklärung und durch eine umfassende, die Familien einbeziehende Einsatznachbereitung abgemildert werden. Die Bundeswehr, so Friemert in seinen abschließenden Worten, könnte als Arbeitgeber der Soldaten mehr leisten als bisher, um die Einsatzbelastung für die Angehörigen und insbesondere deren Angstgefühle zu vermindern. Dazu würden eine zweckmäßigere Gestaltung der Familienbetreuung und eine durch die Bundeswehr getragene und geförderte Vernetzung der Angehörigen vor und während des Einsatzes in hohem Maße beitragen, vorhandene Ängste und Unsicherheiten abbauen.

***Gefühlte Sicherheit aus Sicht der Polizei***

Über die wahre Mammutaufgabe des Sicherheitsproduzenten „Bundespolizei“ im Bereich des bahnpolizeilichen Aufgabenspektrums referierte als letzter Panelist des zweiten Veranstaltungstages, Dietrich Schleimer vom Bundespolizeipräsidium. Mit einem Kräfteansatz von rund 6.000 Polizeibeamten ist die Bundespolizei für ein Schienennetz von rund 36.000 km und über 7.500 Bahnhöfe, Verkehrsstationen und Halte zuständig. Ihre Kernaufgabe besteht dabei in der polizeilichen Gefahrenabwehr. Dass diese Aufgabe nicht allein durch die bloße Präsenz des vorhandenen Kräftedispositivs zu bewältigen sei, verdeutlichte Schleimer mit folgenden Zahlen: Statistisch betrachtet würde die Bundespolizei bei dem gegebenen Kräfteansatz jedem Polizeibeamten die Aufgabe der Überwachung von sechs Kilometern Schienenstrecke übertragen müssen oder 0,8 Polizeibeamte für die Sicherung eines Bahnhofs, einer Verkehrsstation oder eines Halts einsetzen können. Bei diesem Ansatz sind jedoch Mitarbeiter bindende Großeinsätze der Bundespolizei wie beispielsweise zur Absicherung der An- und Abreise von Fußballfans per Bahn, Aus-, Fortbildungs- oder Urlaubszeiten noch gar nicht eingerechnet.

Deshalb, so der Referent, könne die Bundespolizei nur in Schwerpunkten eingesetzt werden und sei zur Erfüllung ihrer Aufgaben neben dem polizeilichen Erfahrungswissen auch maßgeblich auf technische Hilfsmittel angewiesen. „Technik kann die polizeiliche Arbeit unterstützen und verbessern“ und trägt somit dazu bei, dass sich die Sicherheitskräfte einer Gefahrensituation gewachsen fühlen. Dieses Bewusstsein der Beamten in die eigenen Fähigkeiten, so die zentrale These von Schleimers Beitrag, würde sich wiederum positiv auf die Gefühlte Sicherheit der Reisenden oder Bürgern, die die sich in Bahnhöfen aufhalten, auswirken.

Doch welche Faktoren beeinflussen das Sicherheitsgefühl der Bundespolizisten angesichts einer kritischen Situation? Als Einflussgrößen würden hierbei das schnelle Erreichen von Einsatz- und Tatorten, die erfolgreiche Deeskalation von Konflikt- und Gewaltsituationen und die Erlangung von Akzeptanz für das eigene polizeiliche Handeln fungieren. Für die gefühlte (Selbst-)Sicherheit des einzelnen Polizisten während des Einsatzes seien die Kommunikation mit Vorgesetzten und Kollegen, das schnelle Erkennen von polizeilichen Schwer- und Gefahrenpunkten (Überblick) und die Vermeidung von eigenen Verletzungen entscheidende Faktoren, so Schleimer weiter. Für beide Kategorien, aber insbesondere für die letztgenannte, sei die technische Unterstützung der Kräfte im Einsatz heute unabdingbar geworden. So könnten durch Expertensysteme zukünftig beispielsweise Bewegungsrichtungen von Menschenmengen und Bewegungsschwerpunkte in Räumen aus ansonsten grobkörnigen Videobildern herausgefiltert werden, was die schnelle Überblicksschaffung und das Erkennen von potentiellen und akuten Gefahrenherden in Situationen wesentlich erleichtere. Das Verletzungsrisiko der Polizeibeamten im körperlich oft

fordernden Einsatz werde durch moderne Protektoren minimiert und die Verbindung zwischen Leitstelle(n) und Polizisten im Einsatz durch den digitalen BOS-Funk auch behördenübergreifend wesentlich verbessert.
Jedoch ist die Anschaffung zweckmäßiger technischer Ausrüstung meist mit erheblichen Hürden verbunden. So könne die benötigte Ausstattung angesichts der vorgegebenen Beschaffungsprozesse selbst bei einer gesicherten Finanzierung oft nur mit erheblicher zeitlicher Verzögerung angeschafft werden. Weiterhin kommt es vor, dass die Mittel zur Finanzierung langfristiger Beschaffungsmaßnahmen und Projekte der Bundespolizei mit Ende einer Legislaturperiode nicht weiter zur Verfügung gestellt werden. Dafür verantwortlich seien möglicherweise „die geringe Halbwertszeit des öffentlichen und politischen Interesses“ nach Ereignissen wie dem Anschlag auf den Flughafen Frankfurt am Main im März 2011 oder dem vereitelten Terroranschlag der „Kofferbomber“ im Jahr 2006, so die Einschätzung des Referenten. Nach dramatischen Ereignissen würde mit dem medialen auch das politische Interesse abklingen.
Mit Blick in die Zukunft bereite ihm vor allem der demographische Wandel Sorgen, meinte Schleimer. Es stelle sich die Frage, ob auch zukünftig ausreichend geeignete Polizeibeamte für den körperlich fordernden Einsatz wie beispielsweise im Rahmen von Sport- und insbesondere Fußballveranstaltungen zur Verfügung stehen würden. Gleiches gilt für außendiensttaugliche Beamte für den nationalen Streifendienst oder für die vermehrt anstehenden Friedensmissionen im Ausland.

Wie bereits am ersten Veranstaltungstag, so gestaltete sich auch die Diskussion zu den Vorträgen des zweiten Panels sehr vielschichtig und spannend, was nicht zuletzt dem interdisziplinären Charakter der Veranstaltung zu Verdanken war. Neben den Metadiskussionen zu Fallauswahl und Kausalitätsverhältnissen der präsentierten Studien wurde insbesondere die risikogenerierenden Implikationen der zunehmenden Abhängigkeit von technischen Unterstützungssystemen im Allgemeinen und im Straßenverkehr kritisch hinterfragt: Denn würde das Vertrauen in die Fahrassistenzsysteme nicht zu risikoreicherem Fahren ermutigen? Diese Kalkulation sei nicht zu unterschätzen, so Chiellino, weswegen es wichtig ist, den Fahrern und besonders Fahranfängern die Grenzen dieser Systeme aufzuzeigen. Der ADAC biete dazu Fahrsicherheitstrainings an, in denen diese Grenzen ausgelotet und erfahren werden können. Im Allgemeinen, so die Empfehlung Schleimers, könnten jedoch redundante Systeme und die weitergehende Integration in Entwicklung und Implementierung die durch Bedienungsfehler entstehenden Risiken der Technik ausschließen.

***Schlussbemerkungen und Fazit der Expertentagung***

„Gefühlte Sicherheit ist wichtig, sie ist komplex und sie ist ein weites heterogenes Feld mit vielen Überschneidungen“, so Professor Burkart in seiner Schlussbemerkung. Er sprach davon, dass man diese Komplexität als Ansporn und nicht als Problem sehen sollte.

Was die Tagung nicht erbracht hat und nicht erbringen konnte, ist zu beantworten inwieweit Gefühlte Sicherheit die Gesellschaft prägt. Für Burkart steht jedoch fest, dass Gefühlte Sicherheit eine Kernaufgabe des Staates ist.

Der erste Tag der Tagung widmete sich in einer ersten Annäherung an das Phänomen der „Gefühlten Sicherheit“ und den konzeptionellen Grundlagen des gesellschaftlichen Sicherheitsverständnisses. Am zweiten Tag sprach man über eine breite Palette von Erfahrungen aus den Bereichen Gesundheitswissenschaften, Militär und Bundespolizei. Diese Erfahrungen sind wichtig und sie werden benötigt, um das Konzept der Gefühlten Sicherheit auf ihre Anwendbarkeit und ihren Nutzen zu festigen.

Burkart gab auch einen Ausblick auf Themenfelder, die bei der Tagung nicht zur Sprache kamen: Nicht angesprochen wurde so beispielsweise die Wirkung von sozialen Netzwerken wie Facebook oder Twitter auf die Gefühlte Sicherheit. Den jungen Menschen wird zwar Geborgenheit suggeriert, aber die Netzwerke sind laut Burkart auch ein gefährliches Medium „der Nacktheit von Einzelpersonen“.

Ein weiterer wichtiger Komplex der Gefühlten Sicherheit der ebenfalls nicht angesprochen wurde, ist die Religion und die kirchliche Gemeinschaft. Burkart ist der Meinung, dass der Glaube Sicherheit vermittelt und ein Theologe eine zukünftige Veranstaltung zu dem Thema Gefühlte Sicherheit bereichern könnte, da wie im Laufe der Tagung festgestellt wurde, eine Gruppe ein erhöhtes Gefühl von Sicherheit erzielen kann.

*Fazit:*

Sicherheit ist ein menschliches Grundbedürfnis und damit Teil unserer Lebensqualität. Es besteht aus den Komponenten der objektiven Sicherheit und aus der subjektiv wahrgenommenen Gefühlten Sicherheit. Dabei wird die Gefühlte Sicherheit beeinflusst von Informationen, Vertrauen und Bindungen in Gruppierungen. Sie kann dazu beitragen Risiken zu reduzieren, aber auch dazu sie zu steigern. Was aber nie vergessen werden sollte ist: Sie hat auch einen Preis. Die Gefühlte Sicherheit ist entscheidend für ethische, wirtschaftliche, rechtliche und gesundheitliche Aspekte von Entscheidungen.

Diese erste Tagung zum Thema „Gefühlte Sicherheit“ war nur ein Anfang, welcher Vertiefung braucht. Es gibt noch viel Arbeit, aber durch den richtigen Umgang mit der Gefühlten Sicherheit und einem besseren Verständnis von ihr kann man das individuelle und gesellschaftliche Wohlbefinden steigern. Gefühlte Sicherheit ist somit ein zentrales Element einer nachhaltigen Entwicklung und hat, wie im Laufe der Tagung deutlich wurde, höchste politische Relevanz.